

Zwei Mädchen, die sich treffen, wissen meist im selben Moment, ob sie füreinander bestimmt sind oder nicht. Zwei Mädchen brauchen kein Wort zu wechseln, um das herauszufinden. Sie erschnuppeln es wie Wildtiere, sie legen wohl für einen Moment die Ohren an und heben ihre Nase gegen den Wind. Schwester oder Rivalin? Geliebte oder Verhasste?

Pola stand nur da und sah sie an. Auf der anderen Seite der Insel, der vom Ufer abgewandten Seite, stand sie bis zur Hüfte im Wasser. Zuerst sah sie nur ihren Rücken. Ein nasses schwarzes Männer-T-Shirt klebte an ihren Schultern, ihr Haar hing in dicken dunklen Strähnen über ihren Rücken.

Pola legte den Kopf schief. Sommerwind, der Gewitter mit sich trägt. Sekunden. Sekundenbruchteile.

Schwester. Geliebte.

»Was tust du da?«

»Was geht dich das an.«

»Weiß nicht. Ich will es nur wissen.«

»Ich habe den Frosch verloren, den ich küssen wollte.«

»Ach so.«

»Glaubst du alles, was man dir erzählt?«

»Ich versuche es.«

»Ich habe wirklich was verloren. Hier im dunklen Wasser. Ausgerechnet hier. Nicht drüben, wo es hell ist. Dort kannst du an guten Tagen jeden Kiesel sehen. Wenn du stillhältst.«

»Ich weiß.«

»Du darfst nur den Sand nicht aufwühlen. Dann siehst du natürlich nichts mehr. Aber hier. Hier ist es wie ...«

»... tiefste Nacht.«

»Noch dunkler.«

»Stockfinster.«

»Wie der Rachen von einem ...«

»Urtier.«

»Noch dunkler. Irgendwie.«

Sie verloren sich in Gedanken über Urtiere und Dunkelheit. Echsen und Alligatoren, die am Grund von Gewässern lauerten, und Pola starrte in das schwarze Wasser. Vom Ufer aus, hinter den Brombeerranken, konnte sie kaum die Beine des anderen Mädchens sehen, sie verschwanden im Schlick, zwischen den Seerosen, den Schwertlilien und Mückenlarven.

»Kennst du den Weg auf die Insel?«

»Klar.«

»An der glattgespülten Wurzel.«

»Hier gibt es auch einen.«

»Quatsch.«

»Ich lüge nie.«

»Hier sind doch nur Brombeeren und Dornen und Kletten, die sich festbeißen.«

»Ich könnte es dir beweisen.«

»Dann tu's doch.«

»Dann finde ich die Stelle nicht mehr, wo ich es verloren habe.«

»Musst du jetzt auf immer hier stehen bleiben?«

»Bis ich Schwimmhäute kriege.«

»Und Fischeschuppen.«

»Und einen Meerjungfrauenschwanz.«

»Bis zum Winter solltest du es gefunden haben. Sonst frierst du bis zur Hüfte fest.«

Endlich drehte sich das andere Mädchen um. Vorsichtig, um den Schlamm nicht noch mehr aufzuwirbeln. Sie hatte ein kantiges Gesicht mit breiten Wangenknochen und eine auffällige Zahnlücke zwischen den Schneidezähnen. Pola klopfte das Herz bis zum Hals.

»Direkt vor dir ist ein Loch. Guck auf den Boden.«

Pola tat es. Das Loch war zwischen Brennesseln und Marienblatt. Und wenn sie sich ganz klein machte, passte sie hindurch.

»Aber dass du mir ja nicht hier im Wasser herumtrampelst.«

»Schon klar.«

Sie wand sich durch das Loch und ließ sich auf der anderen Seite wie eine Schlange ins Wasser gleiten.

»Was hast du denn verloren?«

»Eine Kette. Golden. Mit meinem Namen drauf.«

»Wie ist denn dein Name?«

»Rahel.«

»Gut, dann finde ich sie.«

Rahel lachte. Ihre Stimme war rau, heiser, fast wie ein Junge im Stimmbruch, und Pola musste auch lachen. Sie begannen zu tauchen, wühlten mit ihren Händen im Schlamm, erst zögernd, dann ohne Hemmungen. Was verloren ist, ist verloren. Sie fanden schwarze Steine, Miesmuscheln, geschlossene und offene, Frösche, Angelhaken und eine alte Blechschachtel, die so verrostet war, dass man sie nicht mehr öffnen konnte. Irgendwann robbten sie durch den Bibertunnel wieder auf die Insel und ließen sich von der Sonne trocknen, als wäre ihre Suche plötzlich nicht mehr wichtig, als könnten sie vergessen, wonach sie gesucht hatten. Als wäre es bereits verloren und vom Schlamm verschluckt.

Der Geruch von Springkraut hing schwer in den Zweigen der Weiden, es knisterte und raschelte auf der Insel, und die Mädchen ließen die Luft zwischen sich flirren, legten sich ihre Geschichten in die Hände wie kleine, fest verpackte Geschenke.

2

Tatsächlich hat es eine Zeit gegeben, in der ich nicht so müde war wie jetzt. Wenn ich mich genau erinnere, war diese Zeit in den späten vierziger Jahren. Es können auch die Fünfziger gewesen sein, und manchmal erscheint es mir, als könnte ich diesen Zustand exakt auf das Jahr 1953 festlegen, das Jahr, in dem meine Schwestern zurückkamen und ich plötzlich nicht mehr einsam war. Ich war gerade dabei, Marmelade einzukochen. Der Marillenbaum bog sich unter der Last der Früchte, und immer, wenn ich einen Moment Zeit hatte, lief ich im Garten umher und sammelte die heruntergefallenen Marillen in Mutters altem Steinkrug. Ich liebte es, diese weichen, pelzigen Früchte in den Händen zu halten. Sie anzusehen, ihre orange Färbung, die ins Rötliche ging, den Saft, der einem zwischen den Fingern hindurchlief, wenn man sie aufbrach, um den Kern, den perfekten Kern, den man dann trotzdem achtlos ins Gras fallen ließ, herauszuholen. Es war ein Ding der Unmöglichkeit, alle zu ernten, bevor sie überreif wurden, aufplatzten, Wespen und Hornissen anlockten und für immer verloren waren, aber ich versuchte es zumindest, ich gab mein Bestes, und manchmal stand ich bis mitten in der Nacht am Herd, wenn ich zuvor keine Zeit gefunden hatte. Ich gähnte, während ich den Zucker abwog und Zitronensaft auspresste. Meine Augen brannten, wenn die süße Masse langsam zu brodeln anfang und schmerzende, heiße Spritzer meine Unterarme trafen.

Ich dachte an die Gläser, die ich im Keller aufbewahrte. Auf den langen Regalen, die mein Vater gekauft, aber nie gefüllt hatte. Im Halbdunkel der matten Glühbirnen schimmerten sie golden, und ich wunderte mich etwas, warum sie sich nicht verfärbten. In all den Jahren.

Zum Beispiel das Marmeladenjahr 1949. Nur ein Glas, mit einem Schildchen, auf dem ich mit meiner runden Schrift – seltsamerweise ist sie mittlerweile enger und schräger geworden – sogar den Tag festgehalten hatte. Dritter Juli 1949. Sonntag. Im Gegensatz zum Jahr danach war es ein kühler Sommer gewesen, in dem der Baum nur wenige Früchte abgeworfen hatte. Die meisten waren wegen des Regens am Baum verfault oder von den Amseln und Drosseln verspeist worden, wahrscheinlich, weil die Vögel nichts anderes fanden. Die wenigen Marillen für das eine Glas hatte ich mit Mühe und Not aus den Margeriten gelesen, die sich regenschwer an den Stamm lehnten, und nachdem ich sie eingekocht hatte, vergaß ich das Glas im Speiseschrank. Als der Baum im nächsten Jahr trug, übervoll, weil das Frühjahr sonnig und mild und der Sommer heiß gewesen war, fiel es mir wieder in die Hände, und ich stellte es unten mit ins Regal. Ich weinte, nicht wegen des Glases oder meiner Vergesslichkeit, sondern weil der Nachbarsjunge mein Herz gebrochen,

mich wieder geküsst und dann wieder verlassen hatte. Und ich stellte fest, dass der Schmerz zwar nicht verging, aber doch gemildert wurde, wenn ich die Marillen entkernte und dann im Topf vehement zu Brei stampfte. Dass die Tränen, die mir über die Wangen liefen, nicht mehr salzig schmeckten, sondern süß, und dass, je länger ich rührte und je heißer die Marillenmasse kochte, Blasen schlug und auf meine Schürze spritzte, umso weiter mein Herz wurde. Ich kochte achtundzwanzig Gläser ein und strafte den Jungen am nächsten Tag mit Verachtung.

Und wehe, wenn ein Kobold hasst.

Als meine Schwestern zurückkamen, in einer heißen Julinacht im Jahr 1953, beugte ich mich gerade über den Topf, um zu sehen, ob sich schon Haut auf den Marillen bildete. Ich tauchte den Löffel hinein und konnte mir nicht verkneifen, ihn abzulecken.

»Wird dir alles verschimmeln, das Zeug, wenn du dir nicht abgewöhnst, deine Zunge hineinzuhängen.«

Rahel.

»Sie verschimmelt dir, noch ehe du den Deckel draufgeschraubt hast.«

»Ich mach das immer so.«

»Das heißt nicht, dass es gut ist. Mutter hat immer einen Zweig Lavendel hineingetan.«

»Hmmm.«

»Warum machst du's nicht?«

»Der blüht noch nicht.«

»Einen Zweig. Keine Blüte. Das Aroma ist genauso im Laub des Lavendels. Dummkopf.«

Sie klang bockig, als wäre sie wütend, dass ich alleine hier tun und lassen konnte, was ich wollte.

»Du musst die Marmelade nicht essen.«

»Du hast den Lavendel verholzen lassen. Mutter hat ihn im Frühjahr immer zurückgeschnitten auf exakt zehn Zentimeter. So fällt er später nicht auseinander. Der Lavendel ist zerzaust, wie deine schreckliche Frisur.«

Ich konnte nicht verhindern, dass mein Herz Freudensprünge machte. Rahels Stimme, so streng, wie ich sie kannte. Ich blickte durch das Küchenfenster nach draußen auf die Straße. Sie war wie leergefegt, die Straßenlaternen surrten und Eintagsfliegen kreisten darum, verbrannten sich, taumelten und starben, noch ehe sie den Boden berührten. Fahrradfahrer gerieten auf ihnen ins Straucheln, und am nächsten Morgen würde ich mit dem Besen hinausgehen und die Fliegen allesamt in den Rinnstein kehren. Das blecherne Geräusch eines Fernsehapparates und der träge Gesang des Rotkehlchens vermischten sich zu einem Strang, der sich um mein Herz schloss. Das Leben war wunderbar.

»Außerdem ist sie nicht kosher.«

Koscher. Dieses Wort, das ich nie verwendete, nach dem ich nicht lebte, das mir nichts bedeutete. Nichts. Kein Gedanke.